

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Text]

ihn nicht mehr ein, aber ich kann ihm ja den Ring morgen in Guérinière geben.

So wie so hatte ich mir vorgenommen, einen Abstecher dahin zu machen, wenn die Konfrontation vorgenommen wurde; jetzt hatte ich einen Grund mehr, es zu tun.

Ich ging also zur Rosenvilla, ein wenig vor der Zeit, die im Blatt stand, und konnte mitten in der Menge hören, was man zur Sache sagte.

Und die Menge war weit davon entfernt, dem Herrn Anatol günstig gesinnt zu sein.

„Der ist's, der wird erben!“ schrie eine Frau, ohne ihren heftigen Abwillen zu verbergen, „dieser Taugenichts, dieser Faulpelz, den der Onkel vor die Tür werfen mußte, weil er ihn bestahl! Der wollte nie arbeiten, aber um so mehr spielen und sich's gut sein lassen! Man weiß nicht, wovon er lebt! Wenn das nicht Sündenschande ist, daß das Geld solchem Gesindel zufällt! Ein Lumpenkerl ist's!“

In der Runde stimmte man ihr zu. Dafür zeigte man allgemein Sympathie für die Georget, die niemand für fähig hielt, an einem solchen Verbrechen teilzuhaben.

„Ja,“ sagte einer in meiner Nähe, „die furchtbare Anklage, die auf dem Sohn lastet, hat gar keinen Sinn, wenn man bedenkt, daß durch den Raub von Corbeaus Papieren die gerechten Aussprüche seiner Mutter wie seine eigenen zuschanden wurden!“

„Was?“ fragte ich erstaunt, „inwiefern dies?“

„Wie? Das ist sehr einfach. Der alte Corbeau hatte in der letzten Zeit Verfügungen zugunsten der braven Frau getroffen, deren Hingebung er seit Jahren zu würdigen gelernt hatte. Da er also nicht wollte, daß nach seinem Tode das Vermögen an die Kanaille von Neffen überging, hatte er ein eigenhändiges Testament gemacht, wodurch seine Haushälterin zur Universalerbin eingesetzt wurde. Emil — und er wußte es — war darin auch nicht vergessen.“

„So ist die Sache?“

„Jawohl! Das Testament lag im Schreibtisch. Oft hat der Rentner lächelnd den Umschlag der Georget gezeigt, die ihn noch am Vorabend des Mordes gesehen hat, neben den Wertpapieren.“

„Und der Umschlag ist fort?“

„Mit den Obligationen, den Banknoten und dem Portemonnaie.“

„Teufel auch!“

„Jetzt werden Sie begreifen,“ so schloß mein Nachbar triumphierend seine Beweisführung, „warum diese Anschuldigung Unsinn ist. Nehmen wir an, der junge Mann hätte das Gold und die Papiere gestohlen, so werden Sie ihn doch nicht für dumm genug halten, eine Schrift zu entwenden die ihn und seine Mutter zu reichen Leuten machte? Er hätte sich damit begnügt, den Alten zu töten, um ihn zu erben!“

„Das ist klar!“

Das Argument war in der Tat schlagend, und es entsprach vollkommen dem juristischen Axiom: „Wem nützt das Verbrechen?“

Um so mehr wandte sich dieses Axiom gegen den Herrn Anatol, der dadurch, daß das ihn enterbende Testament verschwand, allein Nutzen vom Tod seines Onkels hatte.

In mir wurde der von Anfang instinttive Verdacht allmählich zur förmlichen Gewißheit, der Gewißheit, die gerade in den für den jungen Georget als gravierend betrachteten Umständen ihre Bestätigung fand.

Als ehemaliger Bewohner des Hauses kannte der Neffe ohne Zweifel die Verhältnisse. Er konnte den Nachschlüssel zu den Türen behalten haben. Er war für den alten treuen Hund kein Fremder. Und wenn man die Hypothese mit dem furchtbaren Raub des Radfahrers hinzunahm, so kam man, unter gleichen Umständen, auch wieder zur Feststellung, daß er es gewesen war, der, wie der Blitz, in der friedlichen Wohnung erschien und den Tod brachte . . .

Das Todesrad!

Aber auf welchem Wege konnte ich seine Schuld beweisen? Wenn ich ihn bloß anzeigte, konnte man mich für verrückt halten!

VI.

In diesem Augenblick rückte die Menge zusammen, das Gericht war angekommen.

Ich zerbrach mir den Kopf, um ein Mittel zu erdenken, das mir erlaubte, der Konfrontation beizuwohnen. Da erblickte ich im Zuge einen Redakteur des „Signal“, mit dem ich

einmal in Verkehr gestanden hatte. Ich teilte ihm mein Anliegen mit, und er stellte sich mir in der liebenswürdigsten Weise zur Verfügung. Es genügte, daß er dem Polizeikommissar ein Wort zuflüsterte, und ich erhielt die gewünschte Erlaubnis. Auf ein Zeichen folgte ich dem Redakteur in den ersten Stock, wo die Leiche, wie auch sonst alles sich noch vorfand, wie es vordem gewesen war.

Ich werde bei dem düstern Anblick nicht verweilen, der sich mir bot. Da lag der Körper steif unter einer weißen Decke, nur der fürchtbar aufgeschwollene Hals und das durch den Erstickungstod verzerrte Gesicht standen hervor — ach, ein Gesicht, aus dem die Augen herauszutreten drohten, und mit einem ver-glasten Blick, der Furcht und unsäglichem Schmerz kundgab.

Gewiß, das war ein düsterer Anblick! Aber daneben, welch ergreifendes Bild! Ein Unglücklicher, der seine Unschuld hinausrief, in Tönen voller Ehrlichkeit, die durch Mark und Bein drangen! Da mußte er sich herum-schlagen mit Leuten, die verbündet schienen, um ihn zu verderben, die mit Sperberaugen auch die geringste Erschütterung ihres Opfers, auch den kleinsten Gedächtnisfehler zu seinen Ungunsten auszubenten suchten!

Und ich war ohnmächtig, ihn aus den Krallen seiner Henker zu befreien, obwohl ich die moralische Gewißheit von der Schuld des andern hatte! Dieser andere stand da und verfolgte alles mit heimtückischem Blick und einem bösen Lächeln um den Mund!

Die Fragen folgten aufeinander, dringlich und versänglich. Der Angeklagte gewann allmählich seine Kaltblütigkeit wieder, und wandte nun seine ganze Kraft auf zur Verteidigung — seines Lebens, seiner Ehre, wovon auch Leben und Ehre seiner Frau und seiner Kinder, und nicht zuletzt seiner unglücklichen Mutter abhing, die zu Füßen des Bettes still in sich hineinweinte. Der Angeklagte, sage ich, erwiderte ruhig und wies die Argumente zurück, die sich über seinem Haupte aufstürzten, mit einer Präzision, die leider gegen ihn gedeutet wurde.

„Nicht wahr?“ schienen die Richter zu sagen, indem sie, halb ungläubig, halb ver-

achtend, mit den Achseln zuckten, „der kann sich beherrschen, so ein Schuft!“

Dazwischen wurde eine Frage gestellt, die, obwohl scheinbar nebensächlich, meine Aufmerksamkeit erregte. Sie hatte Bezug auf die Summe in Gold, die zugleich mit den Wertpapieren verschwunden war. Diese Summe war in einer Börse, über welche die Haushälterin sich äußern sollte. Da bei Emil Georget kein Gold gefunden wurde, als man ihn festnahm, war es von Bedeutung, zu wissen, ob die Börse, als der Raub geschah, sich im Schreibtisch befand, den der Mörder durchwühlte.

„Jawohl,“ erklärte Madame Georget unter Tränen, „sie war darin. Es war ein Namens-tagsgeschenk der seligen Madame Corbeau für ihren Mann. Der arme liebe Mensch hielt dieses Andenken hoch in Ehren und hielt es darum im Schreibtisch eingeschlossen, wo ich es vorgestern abend noch gesehen habe. Aber ich schwöre Ihnen, daß mein Sohn . . .“

„Sagen Sie nur, wie die Tasche ausgesehen hat!“

„Es war eine altertümlich gestickte Börse. wissen Sie, die mit zwei Ringen schloß. Sie ist übrigens sehr schön, die Maschen sind aus Seide, rot wie Klatschmohn, mit kleinen Silberperlen an den Knoten. Die Ringe sind auch aus ziseliertem Silber . . .“

Bei diesen Worten ging es durch mich, wie ein elektrischer Schlag. Ich sprang von der Ecke, wo ich stand, auf, und hielt mich direkt abseits. Zum nicht geringen Erstaunen der Umstehenden trat ich schnurstracks auf die Haushälterin zu, zog den Gegenstand aus der Tasche, den ich abends zuvor auf der Bank des Coupés gefunden hatte, und den ich in meiner Dummheit für den Fingerring eines Mädchens hielt. Ich begnügte mich, der Frau den Ring hinzuhalten, ohne ein Wort zu sagen.

Kaum hatte sie den Blick daraufgeworfen, als ihr ein Angstschrei entfuhr:

„Aber das ist ja einer der Ringe von der Börse meines armen Herrn!“

Dann wandte ich mich an die verblüfften Richter: „Meine Herren,“ erklärte ich mit lauter Stimme, „ich behaupte hiermit und kann es beweisen, daß Emil Georget das Ver-

brechen, dessen Sie ihn zu Unrecht beschuldigen, nicht begangen hat!"

"Was soll das?" fragte mich der Untersuchungsrichter, indem er die Brauen senkte, "ich fordere Sie auf, sich sofort zu erklären!"

Ich wandte mich dem Elenden zu, dessen Gesicht sich zusehends entstellte, ich bekannte die Zweifel, die sein Verhalten in Savigny in mir aufsteigen ließen, und erzählte, wie der silberne Ring in meinen Besitz gekommen war. Mit dem Finger auf Anatol deutend, schloß ich:

"Der Mörder, meine Herren, ist hier!"

Der Schurke hatte Zeit gehabt, während meiner Erzählung wieder Fassung zu gewinnen. Auf meine direkte Anklage erwiderte er kaltblütig, indem er verächtlich die Achseln zuckte:

"Diese Geschichte mit den Ringen ist Unsinn! Es fällt mir nicht ein, über so dumme Geschichten zu diskutieren. Man kann doch wohl nicht an zwei Orten zugleich sein, was? Wir können fünfzig Personen beschwören, daß ich vorgestern den Abend in Boulois verbrachte..."

"Die ganze Nacht?" unterbrach ich ihn.

"Natürlich," höhnte er, "ich habe das Café du Commerce verlassen, als es geschlossen wurde."

"Um wie viel Uhr war das?"

"Um halb ein Uhr — ich kann es genau sagen, man kredenzte dem neuen Leutnant der Pompier's einen Ehrenpunsch."

"Und dann?"

"Nun ja, wie sonst auch war ich heute morgen 6 Uhr beim Coiffeur!"

"Ach ja, es ist immer leicht, sich ein Alibi zu verschaffen."

"Wenn Sie erlauben," warf der Staatsanwalt ein, "betrachten wir die Sache in Ruhe: Wenn Herr Anatol Corbeau in der Lage ist, uns zu beweisen, daß er bis halb 1 Uhr vorgestern in Boulois war, und ebenso von 6 Uhr ab, so ist es doch materiell unmöglich, daß er im Augenblick, da das Verbrechen in Guérinière geschah, hier war!"

"Wieso denn, Herr Staatsanwalt?"

"Weil die Distanz zwischen Villoire und Boulois, wenn ich nicht irre, 80 Kilometer beträgt..."

"Hin und her 160," lachte Anatol, "in fünf, sechs Stunden, nein, das ist ja zum Kugeln! Verrückt ist das!"

"Sicher ist," bestätigte der Untersuchungsrichter, "daß die Anklage in sich zerfällt, denn ein Zug geht keiner, weder abends noch am Morgen zwischen Villoire und Boulois. Man müßte denn schon ein Vogel sein..."

"Oder Radfahrer von Beruf, wie dieser Mensch da..."

Ich trat vor und sagte ihm gerade ins Gesicht:

"Es wäre nicht zum erstenmal, daß Sie einen solchen Streich sich leisten, Herr Anatol Corbeau genannt Todesrad!"

"Was?" stotterte er, "was... was phantastieren Sie da zusammen?"

"Was ich phantastiere? So erzählen Sie doch, bitte, den Richtern, die um Sie herum sind, das Ziel des Ausflugs, den Sie von Saint-Rémy aus zwischen halb 3 und 3 Uhr in der Nacht vom 30. September auf den 1. Oktober 1898 unternahmen! Erzählen Sie ihnen doch auch die Einzelheiten!"

Wie ein Schrei ging es durch die Leute, von denen die meisten die wenn auch schon veraltete Affäre, an die ich so unerwartet erinnerte, noch gegenwärtig hatten.

Im Übrigen brauchte ich meine neue Anklage nicht zu beweisen. Sich ohne Zweifel verloren gebend, stürzte sich der Kerl in einer plötzlichen, unbezwinglichen Wut, die ihn in dem Augenblick alle Vorsicht vergessen ließ, mit bebenden Fäusten auf mich.

"Ach, du, Kanaille!" schrie er, während die Polizisten sich zwischen uns warfen, um ihn im Zaume zu halten, "du warst es also, der in jener Nacht über mir logierte! Daß ich's nicht eher wußte! Du wärest heute nicht da, um mich anzuklagen, das sag' ich dir!"

Solche Worte waren ein Geständnis.

Sofort in Freiheit gesetzt, fiel Emil Georget weinend in die Arme seiner Mutter, während die Agenten den schrecklichen Menschen mit Handschellen fortführten, der seinem Übernamen, seinem unhöflichen Übernamen schon zweimal Ehre gemacht hatte: Todesrad!

Maxime Audouin.